



SCHAWÉ

Die Universitätsbibliothek Gießen

EINE KLEINE
FÜHRUNG

BERICHTE UND ARBEITEN AUS DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GIESSEN



Josef Schawe

Die Universitätsbibliothek Gießen

Eine kleine Führung

GIESSEN

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK 1962/63

Erläuterungen zu den Bildern

Die neue Universitätsbibliothek, errichtet in den Jahren 1956 bis 1959, ist sicher die markanteste Erscheinung unter den Gießener Neubauten der Nachkriegszeit.

Umschlagseite 1: Das Luftbild läßt die aus drei Baukörpern bestehende und durch eine verglaste Halle verbundene Anlage im Grundriß erkennen. Bemerkenswert ist das Atrium zwischen den Lesesälen.

Umschlagseite 2 oben: Der Haupteingang zur Bibliothek.

Umschlagseite 2 unten: Die weite Eingangshalle mit dem alphabetischen Katalog und der Ausleihe ist auch für Ausstellungen in entsprechendem Rahmen geeignet und sehr geschätzt.

Umschlagseite 3 oben: Der Sachkatalog, verbunden mit einem bibliographischen Apparat, im Erdgeschoß des Verwaltungstraktes ist das Herz der Bibliothek (vgl. S. 10).

Umschlagseite 3 unten: Der Hauptlesesaal mit einer Handbibliothek von etwa 9 000 Bänden bietet auf rund 100 Plätzen ausgezeichnete Arbeitsmöglichkeiten.

Umschlagseite 4: Hoch ragt das Büchermagazin aus der Gesamtanlage hervor. Dem Besucher sei verraten, daß die Eule — das alte Symbol für die Weisheit —, die jetzt vor der mit dunklen Klinkern verkleideten Seitenwand auf dem Rasen steht, einst hoch über dem Hauptportal der im Kriege zerstörten Universitätsbibliothek Wache gehalten hat.

Einlage S. 19: Ein Papyrus der Gießener Sammlungen (Papyri Gissenses 17 / Inv.-Nr. 35), dessen Übersetzung hier auf S. 16 von Prof. H. G. Gundel stammt. Es handelt sich um einen Brief der Dienerin Tays an den Strategen Apollonios, Verwaltungschef im Gau Klein-Apollonopolis, der auf einer Reise erkrankt ist. Die Briefschreiberin war wohl eine ältere Ägypterin, vielleicht eine Sklavin, die offensichtlich zum Haushalt des Apollonios gehörte und in der Zeit um 120 n. Chr. ihre Sorgen für den Erkrankten in rührender Weise eigenhändig zum Ausdruck bringt. (Edition: E. Kornemann, Griechische Papyri im Museum des Oberhess. Geschichtsvereins zu Gießen I, 1910, Nr. 17, S. 56 f.)

Einlage S. 20: Papyrus Janda 8 / Inv.-Nr. 266, Rückseite, ebenfalls aus den Gießener Sammlungen, ist ein Blatt aus einem Zauber-Kodex und bemerkenswert wegen der Reste einer Zeichnung. Man erkennt den Hinterkopf mit Haarschopf und die Schulter eines Menschen, rechts unter dem Text einen nach links weisenden Fuß. Zeichnungen sind sehr selten.

Gesamtherstellung:

Mittelhessische Druck- und Verlagsges. mbH, Gießen, Marburger Str. 18—20, Tel. 29 57. Die Kapitel dieser Broschüre und ein Teil der Abbildungen sind ein Sonderdruck aus dem Städtebuch „GIESSEN — HEUTE / Die Stadt, in der wir leben“, das im Verlag der Mittelhessischen Druck- und Verlagsgesellschaft erschienen ist.

DIE *Universitätsbibliothek*

IM NEUEN HAUS

Schon von weitem fällt der Bücherturm der eigenwilligen Universitätsbibliothek in seiner Masse und Höhe dem Besucher ins Auge, der von der Südanlage her über die Bismarckstraße sich nähert; er ist rund dreißig Meter hoch. Die zwei Schmalseiten im Norden und Süden sind ungegliedert, ohne Fenster mit dunkel glasierten Klinkern verkleidet; die Breitseiten nach Ost und West schachbrettartig in klinkerverkleidetes Mauerwerk und Glas aufgegliedert, an denen je nach Sonnenstand und Witterung reizvoll das Licht spielt. Man muß schon recht nahe gekommen sein, um vor dem Turm jenen breit hingelagerten niedrigen Trakt zu erfassen, der für einen Augenblick oder auch mehr den Atem anhalten läßt. Er regt auf dieser — seltsame Bau, im Widerspruch zum statischen Kubus des Bücherturms Bewegung und Dynamik verkörpernd, auf fast quadratischer Grundfläche von mehr als dreißig mal dreißig Metern mit seinen schräg stehenden Längswänden, in die je eine Reihe kleiner dachgaubenartiger quadratischer Fenster eingesetzt ist. Dazu das von der Mitte nach außen hochschwingende Dach, das sich als unterer Teil eines riesigen Kreises auf der Ostseite in bewußter Asymmetrie höher hinaufzieht als auf der Westseite. Helle, ganz leicht in Gelblich-Grün getönte Blendsteine verkleiden die Wandflächen, unterbrochen von schmalen blauen, goldenen, braunen Emaillebändern und breiten Terrakottaflächen, auf denen eigenartige reliefartige Gebilde nach Entwürfen von Professor Spreng, in ihren Konturen mit weißer Farbe hervorgehoben, den fragenden Blick anziehen. Der Kosmos, die Welt, die Natur, der Mensch — nach längerer Betrachtung erschließen sich der Sinn der Gestalten und die Absicht des Künstlers — Hinweis auf die Vielfalt des Daseins und seiner Erforschung, der dieser Bau Arbeitsplatz sein will.

Die ungewohnte äußere Form? Ja warum? Die Phantasie wird angeregt. Symbol? Man könnte an ein aufgeschlagenes Buch denken, wenn man von der Bismarckstraße her auf dieses Gebilde schaut. Ein wenig versteckt hinter den Lesesälen findet man schließlich auf der Suche nach dem Eingang noch einen dritten lang hingestreckten Bau mit der geraden rechteckigen Linienführung wie beim Bücherturm und mit derselben graphitfarbenen Klinkerverkleidung, aber nur drei Geschosse hoch, die Bibliotheksverwaltung. Verbunden sind diese drei selbständigen Baukörper —

der Bücherturm, die Lesesäle und der Verwaltungstrakt — durch eine große Halle, die gleichzeitig als Eingang dient. Architektonisch gesehen ist sie kein selbständiger Bau. Sie soll nur die Verbindung zwischen den drei anderen Bauten herstellen, und da sie ringsherum außer an den Stellen, wo sie an die anderen Gebäude anschließt, vom Boden bis zur Decke voll verglast ist und den Blick wieder frei hinausschweifen läßt, wird dieser Eindruck nur verstärkt.

Es ist aktenkundig, daß sogleich bei der Gründung der Gießener Universität im Jahre 1607 durch Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt auch der Plan bestand, an dieser Universität eine Bibliothek einzurichten. Das ergibt sich daraus, daß in den Plänen für das erste Kollegiengebäude am Brandplatz, dessen Grundstein am 7. Oktober 1607 feierlich gelegt wurde, bereits ein Raum für die Bibliothek vorgesehen war. Die ersten Bücher kamen dann, als der Landgraf 1612 für 1600 Gulden eine größere Sammlung in Straßburg erwarb. Es mögen gut 1000 Bände gewesen sein, für heutige Begriffe sehr wenig, damals eine große Bibliothek. Es ist hier nicht der Platz, über Einzelheiten aus der langen Geschichte der Bibliothek zu berichten. Es ging wirklich nur sehr langsam vorwärts. Die Notzeit des Dreißigjährigen Krieges und seine Folgen, ferner das Fehlen eines ordentlichen Etats, der der Verwaltung des 17. und 18. Jahrhunderts noch völlig fremd war, wirkten sich böse aus. Um 1785 umfaßt die Bibliothek erst rund 14 000 Bände, obwohl in dieser Zahl noch die beiden großen Gelehrten-Bibliotheken enthalten sind, die der Professor der klassischen Philologie und der Orientalistik J. H. Mai d. Jüngere († 1732), mit über 3000 Bänden und der Professor der Rechte und der Geschichte, Chr. Ludw. Koch († 1756), mit 2600 Bänden testamentarisch vermacht hatten. Als Bibliothekare fungierten satzungsgemäß bis 1875 nebenamtlich Professoren der Philosophischen Fakultät, denen damit Gelegenheit gegeben war, ihr recht bescheidenes Einkommen etwas aufzubessern. Die Satzung von 1629 bestimmte, daß die Bibliothek eine Stunde in der Woche geöffnet sein müsse. Das blieb so bis 1770. Damals kam eine weitere Stunde am Samstag hinzu. Aus alledem ist aber auch sofort zu erkennen, daß nicht nur die bescheidenen ökonomischen Verhältnisse der Bibliothek allein als Ursache dieses bescheidenen Bibliothekslebens anzusehen sind. Es ist einfach der allgemeine primitive Wissenschaftsbetrieb an den Universitäten des 17. und 18. Jahrhunderts, der auch bei der Universität Gießen und ihrer Bibliothek keine Ausnahme machte.

Vielleicht darf man schon das Bibliothekariat des Professors Chr. Friedr. Ayrmann (1735—1747), dessen Tätigkeit so viel Aufregung an der Univer-

sität hervorrief, daß noch heute ein dicker Aktenfaszikel davon Kunde gibt, als erste Wehen einer Wiedergeburt ansehen. Wirklich greifbare Resultate zeigten sich jedoch erst gegen Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts, dann ging es langsam aber stetig aufwärts. Es gab mindestens seit 1830 einen geregelten Etat. Die Zahl der Bücher nahm zu. Es fand sich auch der Mann, der endlich den brauchbaren — in seinem System bis 1945, d. h. bis zur Zerstörung der alten Universitätsbibliothek gültigen Katalog schuf: Joh. Val. Adrian (Bibliothekar von 1830—1864). Ludwig Noack (1872/73—1885) war als letzter Professoren-Bibliothekar bereits hauptamtlich tätig und hielt die Bibliothek statt zuletzt 12 Stunden wöchentlich mit einem Schlag 30 Stunden in der Woche auf. Ihm folgte Herm. Haupt (1885—1921) als erster Berufsbibliothekar, dem es vergönnt war, nicht nur die letzten Schlacken eines überholten Bibliotheksbetriebs zu beseitigen und damit die Grundlagen zu einer modernen Bibliotheksarbeit in Gießen zu legen, sondern auch als erster Bibliothekar in der damals fast 300jährigen Gießener Bibliotheksgeschichte im Jahre 1904 ein eigenes Bibliotheksgebäude zu erhalten.

Diese Bibliothek war ein äußerst solider und nach den ästhetischen Begriffen der Zeit ein prächtiger Bau im Jugendstil. Er wurde auch von Fachleuten lange Jahre trotz der rapiden Entwicklung des Bibliothekswesens in diesem Jahrhundert als bibliothekstechnisch vorbildlich angesehen, aber genau 40 Jahre und einen Monat nach seiner Einweihung am 11. 12. 1944 ein sinnloses Opfer des sinnlosen Krieges. Mit ihm gingen dahin über 95 Prozent der Bücher, die Generationen von Bibliothekaren in mehr als drei Jahrhunderten in emsiger Arbeit zusammengetragen hatten, über 500 000 Bände und 300 000 — 400 000 kleine Schriften und Dissertationen. Was blieb, war eine jammervolle Ruine. Nur der Keller des Verwaltungsbaus blieb einigermaßen unversehrt, während das Erdgeschoß sich erst nach vieler Mühe notdürftig als Stapelraum wieder herrichten ließ und auch als solcher bis zum Neubau benutzt wurde, trotz der an der Front angebrachten Schilder: Betreten wegen Einsturzgefahr verboten! Bis März 1949 dienten auch die Keller noch als Unterkunft der Bibliotheksverwaltung, deren Arbeit praktisch trotz der Katastrophe kaum eine Unterbrechung erfuhr. Von April 1949 fanden Verwaltung und öffentliche Räume der Bibliothek eine Notunterkunft in dem ehemaligen Seminarsgebäude Ludwigsstraße 19 — dem heutigen Sitz des Kanzlers der Universität.

Die ganze Problematik der Universitätsbibliothek Gießen während der Jahre 1945—1955 ist heute kaum noch zu beschreiben. Die alte Ludwigs-Universität war zerschlagen und zu einer Hochschule für Bodenkultur und

Veterinärmedizin zusammengeschrumpft. Wie mußte sich dann die Bibliothek entwickeln? Zu einer reinen Fachbibliothek ohne allgemeines Interesse? War überhaupt mit einem Aufbau zu rechnen? Und dann die Frage: Wiederaufbau oder Neubau? Quälende Fragen voller Unsicherheitsfaktoren. Zunächst ist niemand auf den Gedanken an einen **Neubau** gekommen, sondern man war um einen Wiederaufbau mit einigen durch die Entwicklung des allgemeinen Bibliothekswesens in den letzten fünfzig Jahren bedingten Änderungen bemüht. Alle dahin zielenden Pläne mußten jedoch zurücktreten, als sich nach eingehender Prüfung herausstellte, daß ein Wiederaufbau unter Berücksichtigung der modernen Erfordernisse erheblich die Kosten eines völligen Neubaus überschreiten würde.

Für das Verständnis der Gesamtkonzeption des sicher nicht alltäglichen heutigen Bibliotheksbaues mag vielleicht auch der Hinweis dienlich sein, daß die drei Baukörper ungefähr den drei Funktionen entsprechen, die eine öffentliche Wissenschaftliche Bibliothek zu erfüllen hat: Bücher zu beschaffen, sie zu bewahren und der Benutzung zur Verfügung zu stellen. Kurz: Verwaltung, Magazin, Benutzung. Die drei Aufgaben greifen verständlicherweise ineinander über und nicht einmal der Bücherturm, dessen Aufgabe als Magazin wohl am eindeutigsten zu umreißen ist, bleibt von der Berührung mit den anderen frei. Bemerkenswert aber für den Benutzer und sicherlich angenehm für ihn dürfte der Umstand sein, daß er alle Dienststellen der Bibliothek, mit denen er normalerweise zu tun hat: Ausleihe, Lesesäle und Kataloge, auf einer Ebene ohne Treppensteigen erreichen kann.

Dem Eingang gegenüber, am östlichen Ende der Halle, ist ohne weiteres die Leihstelle zu erkennen. Links vom Eingang führt der Weg an einer durch einen Unterbeamten besetzten Sperre, an der auch allgemeine Auskünfte erteilt werden, vorüber in die beiden Lesesäle — den Hauptlesesaal und den Zeitschriftenlesesaal — und rechts führt der Weg an den Garderobenschränken vorbei in das Verwaltungsgebäude, dessen Erdgeschoß fast ganz von dem Sachkatalog, dem wohl wichtigsten Arbeitsinstrument der Bibliothek, in Anspruch genommen wird.

Wir gehen zur Ausleihe und finden zuvor in der rechten Hälfte der Halle den den Lesern allgemein zugänglichen alphabetischen Katalog in sechs Doppelreihen von Katalogschränken mit zusammen 576 Schüben, die gut 500 000 Karteikarten fassen können. Der Benutzer hat hier die Möglichkeit, sofern er ein wenig mit den nicht immer selbstverständlichen Spielregeln eines alphabetischen Katalogs vertraut ist (in schwierigen Fällen ist immer die Hilfe der Bibliothekare zur Hand), selbst festzustellen, ob

das von ihm gesuchte Buch in der Bibliothek vorhanden ist. Die Lage der Ausleihe unmittelbar am Ausgang des Bücherhauses ist wichtig, da sie den kürzesten und bequemsten Weg für das Buch aus dem Magazin garantiert. Die Leihstelle ist kein selbständiger Raum, sondern nur ein Teil der Halle. Normalerweise vollzieht sich der Ausleihvorgang so, daß der Leser die Bestellscheine mit genauen Angaben der gewünschten Bücher — Verfasser, Titel, Erscheinungsjahr, und zwar ein Bestellschein je Buch, am Tag vorher oder morgens in der Frühe in die dafür bestimmten Kästen wirft. Wenn er Glück hat und das gewünschte Buch in der Bibliothek vorhanden und nicht ausgeliehen ist, wird er es bei Öffnung der Ausleihe ab 10.30 Uhr empfangen können.

Aber auch die ihrer ganzen Art nach offenbar so geruhsame Arbeit in der Bibliothek kann sich dem modernen Zwang zum Tempo nicht entziehen. Wer auf der Stelle dringend literarische Unterlagen zur Klärung eines akuten Problems benötigt, dem kann man nicht sagen: Kommen Sie morgen wieder. Selbstverständlich muß ihm geholfen werden, soweit es in den Kräften der Bibliothek steht. Die Soforterledigung — d. h. die Erledigung einer Eilbestellung innerhalb von höchstens 15 Minuten ist ohne Frage ein Desiderat für viele Leser. Einem Studenten der ersten Semester wird man es nicht gern glauben, daß er es so eilig habe und manchem anderen Leser auch nicht ohne eine vernünftige Begründung. Für alle diejenigen jedoch, die es nötig haben, ist im Rahmen der für Gießener Verhältnisse in Betracht zu ziehenden Möglichkeiten durch die Einrichtung einer Rohrpost zur Beförderung des Bestellzettels in das Magazin und eines Paternosters, der das gewünschte Buch zur Ausleihe hinunter schafft, ein Mittel gefunden, das erlaubt, mit geringstem Einsatz von Personal wirklich dringende Bestellwünsche schnell zu erfüllen. Dabei hilft eine Gegensprechanlage zwischen Ausleihe und Magazin, die Verständigung zwischen beiden Stellen zu erleichtern, ohne daß erst der Magazinbeamte von seinem zufälligen Arbeitsplatz weg zum vielleicht weiter entfernten Telefon gerufen wird. Er kann von der Stelle, an der er sich gerade befindet, mit der Ausleihe sprechen.

Der Bücherturm, auf verhältnismäßig kleinem Grundriß von elf mal vierundzwanzig Metern fast genau nord-südlich ausgerichtet, hat wohl wegen der vielen Fenster auf den Breitseiten zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, Fenster, die größtenteils blind sind, durch die man nicht hinaus- und hineinschauen kann. Die meisten sind fest eingemauert und auch nicht zum Hinausschauen bestimmt. Sie sollen das direkte Sonnenlicht abhalten, das den Büchern so wenig bekommt, auf der anderen Seite jedoch mög-

lichst viel zerstreutes Licht einlassen. Nur die vier oder fünf vorspringenden Fenster in jeder dritten Reihe sind klar, ein psychologisches Zugeständnis an diejenigen, die in diesem Turm arbeiten müssen. Sie sind auch ein wenig zu öffnen, obwohl die Frischluftführung im wesentlichen durch eine technische Anlage gesichert ist, da Rauch und Staub der Städte nicht in ein Büchermagazin gehören. Je drei horizontale Fensterreihen gehören zu einem Stockwerk, deren es zwölf gibt und die insgesamt etwas mehr als 500 000 Bände fassen sollen. Im Aussehen und in der Einrichtung sind alle Geschosse gleich. Ein jedes ist in der Mitte durch Treppe, Fahrstuhl und Bücherpaternoster in genau zwei gleiche Teile geteilt und jeder dieser Teile ist mit sechs Reihen doppelseitiger Büchergestelle von acht Metern Länge und an den Wänden mit je zwei einseitigen Gestellen ausgefüllt. Es handelt sich um Stahlgestelle mit sechs bis sieben verstellbaren Einhängelböden übereinander.

Die Beleuchtung in den Gängen zwischen den Gestellen wird durch Fußschalter an den Stirnseiten bedient, da die Magaziner ja meist alle Hände voll haben. Im übrigen ist aber der Lichteinfall wegen der vielen Fenster bei normalem Tageslicht so reichlich, daß auch in den engen Gängen kein zusätzliches Licht benötigt wird. Die Aufstellung der Bücher erfolgt zwecks Raumersparnis nach Format und einer laufenden Nummer. Zuunterst stehen die Folio-Bände (Rückenhöhe bis 45 cm), darüber die Quart-Bände (Rückenhöhe bis 35 cm) und darüber die Oktav-Bände (Rückenhöhe bis 25 cm). Noch größere Bände sind für ein Aufrechtstehen ungeeignet und werden daher an bestimmten Stellen liegend aufbewahrt. Eine sachliche Ordnung im Magazin gibt es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht mehr. Sie nimmt zuviel Raum in Anspruch, verlangt zuviel an organisatorischer Arbeit und könnte doch ihren Zweck, die gesamte sachlich zusammengehörende Literatur an einer Stelle zusammenzubringen, nicht erfüllen. So schön auch eine sachliche Ordnung im Magazin erscheinen mag, sie mußte einer nüchternen, realen Anschauung weichen.

Die Lesesäle im spitzen Winkel zweier Straßen verlangen nach Ruhe und Fernhalten von äußerer Ablenkung. Das bedingte Abschluß gegen die Straße. Licht und Luft mußten von innen her kommen, aus einem Atrium in der Mitte — ganz umschlossen von den Lesesälen. Ein reizender Gedanke, wenn es gelang, hier nicht einen bösen, öden Binnenhof, sondern einen heiteren Raum zu schaffen mit Grün, Licht, Sonne und frischer Luft. Ein paar Ebereschensbüsche, ein paar Rabatten mit Grün oder Blumen, ein massiver Diabasblock, aus dem ein kleiner Quell entspringt, dessen

Wasser wieder in Schlitzfenstern an den Seiten des Blockes verschwindet, und schließlich ein breites Band aus kleinem zartfarbigem Mosaik in großem Bogen durch das zehn mal zwanzig Meter große, im übrigen mit Klein-Basalt belegte Atrium schwingend, tun ihre Wirkung. Glaswände, vom Boden bis zur Decke reichend, mit entsprechenden Glastüren, trennen die Lesesäle vom Hof, lassen aber den Blick von der einen zur anderen Seite hindurchschweifen.

Das war der eine Gesichtspunkt, der die äußere Gestaltung bestimmte. Der andere war der Umstand, daß auf der dann noch für den Hauptlesesaal zur Verfügung stehenden Grundfläche sich nicht die geforderten hundert Arbeitsplätze neben dem Stellraum für die Bücherregale der Handbibliothek finden ließen. Daher kam man auf den Gedanken, noch über den Bücherregalen, die kojenartig und nicht wie üblich an den Wänden aufgestellt wurden, eine Empore für weitere Arbeitsplätze zu schaffen. Damit mußten jedoch die Lesesäle an den Außenwänden zweigeschossig werden. Hätte man nun das Dach horizontal von außen nach innen zum Atrium gezogen, so hätte der Hof seine Proportionen verloren und es wäre ein wirklich häßlicher Binnenhof geworden. Daher das von außen nach der Mitte herunterschwingende Dach. Dadurch ergaben sich fast von selbst die leicht nach innen geneigten Längswände.

Zu erwähnen sind schließlich noch die drei kleineren Arbeitsräume an dem nördlichen Verbindungsgang zwischen den beiden Sälen; sie sind für Benutzer gedacht, die mit der Schreibmaschine arbeiten, die diktieren wollen, für Blinde, denen vorgelesen werden muß oder auch für kleinere Arbeitsgruppen. Der Hauptlesesaal an der Ostseite (Keplerstraße) weist fünfzig Arbeitsplätze auf ebener Erde auf und weitere sechsundvierzig auf der Empore. Die jedem Besucher ohne weiteres zugängliche Handbibliothek enthält Lexika, Handbücher und Nachschlagewerke aller Fachgebiete. Sie wird im Endstadium gut 9000 Bände umfassen, dazu kommen aber noch mindestens ebenso viele im Nebenraum, die auf Anforderung vom Aufsichtsbeamten sofort für die Benutzung im Lesesaal geholt werden können.

Der Zeitschriftenlesesaal an der Bismarckstraße hat sechsundzwanzig Arbeitsplätze. Die Empore dient hier zur Ablage der noch nicht bindereifen Zeitschriften, deren letzte Nummer in den Stellagen unter der Empore frei zugänglich ausliegt. Wichtig ist hier auch der Zeitschriftenkatalog, der nicht nur die Zeitschriftenbestände der Universitätsbibliothek, sondern die meisten der Universitätsinstitute und Kliniken nachweist.

Bücherhaus und Lesesäle machen jedoch noch nicht allein eine Bibliothek. Sie wären eine leere Hülle, eine taube Nuß. Bevor sie ihre Funktionen erfüllt, müssen andere Voraussetzungen gegeben sein. Die Bücher kommen nicht von selbst, sie stellen sich nicht von selbst an ihren Platz. Sie müssen herangeschafft, geordnet, registriert und katalogisiert und meist auch noch in den rechten, geeigneten Anzug, genannt Einband, gesteckt werden, bevor sie sich den Lesern vorstellen dürfen. Das Beschaffen und zur Benutzung-bereit-Stellen ist Sache der „Verwaltung“. Auch für diese wurde der bereits genannte eigene Bau vorgesehen. Das Erdgeschoß ist auf der südlichen Hälfte in voller Länge vom Sachkatalog belegt; dazu kommt die Poststelle, vom Hof her zugänglich, durch die täglich ungezählte Pakete und Päckchen mit Büchern ein- und auslaufen, weiterhin ein kleiner Aufenthaltsraum mit Teeküche für das Personal. Des Sachkatalogs, als wichtigsten Arbeitsinstruments der Bibliothek überhaupt sowohl für den Leser wie auch für die Bibliothekare, sei am Schluß des Rundgangs durch die öffentlichen Räume noch besonders gedacht: Er ist der Mittelpunkt oder noch besser das Herz der Bibliothek. Denn hier allein weist sich aus, welche Sachgebiete in der Bibliothek mehr und welche weniger gepflegt werden. Er gibt Antwort auf die Frage, welche monographische Literatur, d. h. welche selbständigen Bücher, in der Bibliothek über eine bestimmte Frage vorhanden sind. Er ist kein sogenannter systematischer Katalog, sondern reiht die großen Wissenschaftsgebiete aneinander, die dann nach einem festgelegten Schlüssel aufgegliedert werden. Ein Index gibt auf Anhieb den Hinweis, an welcher Stelle eine bestimmte Spezialfrage zu finden ist. Da an die Frage, was über ein Thema in der Bibliothek vorhanden ist, sich stets die andere anschließt, was über das Thema überhaupt veröffentlicht wurde, ist mit dem Sachkatalog auch der „Bibliographische Apparat“ verbunden, der — in den Gestellen längs der Wände — mit seinen allgemeinen und Fachbibliographien, Zentral- und Referateblättern diese Frage zu beantworten hilft.

Im ersten Obergeschoß des Verwaltungsbaues hat die Erwerbungsabteilung — unterteilt in Kauf-, Tausch-, Geschenk-Akzession — ihren Platz und auch die Dublettenstelle. Dubletten fallen meist durch Geschenke immer wieder an. Dann reiht sich in Fließbandfolge die Titelaufnahme an, die die Grundaufnahmen eines Titels festlegt, von der durch technische Vervielfältigung dann die für die verschiedenen Kataloge geforderte Zahl der Katalogkarten hergestellt wird. Hier steht auch der interne alphabetische Katalog für Dienstzwecke, ein Mittelpunkt der

gesamten Verwaltung. Es folgt die Einbandstelle als Vorstufe zur Buchbinderei, die zur Aufgabe hat, die Art des Einbandes festzulegen, den Rückenaufruck zu bestimmen, die Vollständigkeit und richtige Folge der Seiten eines Buches zu prüfen (Kollationieren) und schließlich die Buchbinderei selbst, in der fast alle anfallenden Buchbinderarbeiten von Buchbindern der Bibliothek selbst erledigt werden. Dazu gehört auch das Restaurieren wertvoller alter Bände, Stiche, Karten, Graphiken.

Über allem im zweiten Obergeschoß waltet der Direktor mit seiner Kanzlei und Registratur. Er betreut daneben noch auf gleichem Geschoß die Abteilung Sondersammlungen, zu denen die Handschriften und die Wiegendrucke, die Papyrussammlungen und die Münzsammlung gehören — alles durch absolutes Alter und inneren Wert die bedeutendsten Teile der Bibliothek — und schließlich die Kartensammlung. Im Keller sind ein gut eingerichtetes Fotolabor und eine kleine Hausdruckerei untergebracht sowie die Kistenspedition, die über eine Rampe vom Hof her zugänglich ist.

Die Universitätsbibliothek ist, wie der Name sagt, ein Institut der Universität und muß daher in erster Linie die Interessen der Universitätsangehörigen, Professoren, Dozenten, Assistenten und Studenten, berücksichtigen. Es kann jedoch jeder, der an ernster geistiger oder wissenschaftlicher Arbeit interessiert ist und die erforderliche Sicherheit bietet, gegen Lösung einer Leihkarte zu geringer Gebühr Bücher entleihen. In besonderen Fällen ist auch Einzelentleihung möglich. Der Besuch der Lesesäle ist sogar vollkommen frei. Es wird nur die Eintragung in eine Besucherliste verlangt. Eine kurze Einführung in die Bibliotheksbenutzung wird jedem Interessenten an der Sperre, im Lesesaal, an der Ausleihe oder im Katalog kostenlos ausgehändigt.

Aus der Zweckbestimmung der Bibliothek als Universitätsinstitut und allgemeiner wissenschaftlicher Bibliothek ergibt sich, daß sie keine Unterhaltungsbibliothek ist und auch keine Unterhaltungsliteratur, die übrigens auch kaum vorhanden ist, ausleiht. Schöne Literatur kann nur auf Nachweis des wissenschaftlichen Gebrauchs ausgegeben werden. Es liegt auch auf der Hand, daß der Bücherbestand sich vor allem den Bedürfnissen der Universität anpaßt und daß bei der Bücherbeschaffung besonders die Wissenschaftsgebiete gepflegt werden, die an der Universität vertreten sind. So hat sich nach dem Kriege mit der bekannten Umstellung der Universität auch der Charakter der Bibliothek gewandelt. War sie vordem im wesentlichen geisteswissenschaftlich orientiert, so muß sie heute die Naturwissenschaften, vor allem die biologischen pflegen,

dazu die Medizin, Veterinärmedizin und die Landwirtschaft. Mit dem Ausbau der Philosophischen Fakultät werden auch die philosophischen, philologischen und historischen Fächer wieder berücksichtigt, was den Bibliothekaren reichlich Kopfzerbrechen verursacht.

Die Bibliothek hat bei der Katastrophe rund 95 Prozent ihrer eigenen Bücherbestände verloren, mehr als 500 000 Bände und 300 000 bis 400 000 Dissertationen und kleine Schriften. Gerettet wurden im wesentlichen die Zimelien, Rara, Handschriften, Inkunabeln und Papyri, alles Dinge, die der modernen Gebrauchsbibliothek mehr oder weniger fremd sind, die aber zum Trost für die Bibliothekare eben auch heute noch der Bibliothek das Fluidum der Tradition einer 350jährigen Geschichte verleihen. Gerettet wurden ferner Tausende von früheren Dubletten, die heute einen nicht unbedeutenden Ersatz für Verlorenes darstellen.

Den Anschluß an die ältere Bibliothek vermittelten endlich die Seminar- und Institutsbibliotheken, die nach Aufhebung der Ludwigs-Universität von der Universitätsbibliothek übernommen wurden. Es handelt sich um die Bibliotheken des Theologischen, Historischen, Philosophischen, Psychologischen und des Englischen Seminars. Gerade aus diesen Beständen konnten die unverhältnismäßig umfangreichen Leserwünsche auf diesem Gebiet in den Jahren nach dem Krieg befriedigt werden. Die Statistik der nicht erledigten Bestellungen hätte in diesen Jahren ohne diese Seminarbibliotheken ganz unerhörte Ausmaße angenommen. Im Jahre 1961 jedoch sind mit Ausnahme der theologischen diese Seminarbibliotheken an die wiedergegründeten Institute zurückgewandert und haben in der Universitätsbibliothek eine katastrophale Lücke hinterlassen, die nur mit außerordentlichen Mitteln und Mühen auszufüllen sein wird.

Man muß sich klar darüber sein, daß es überhaupt noch großen Anstrengungen finanzieller und personeller Art bedarf, um die Universitätsbibliothek auf den Standard zu bringen, den die heutige wissenschaftliche Arbeit vollends von ihr verlangt. Das bezieht sich auf den Bücherbestand und ebenso auf die Benutzungsmöglichkeit. Neben dem Ruf nach mehr Büchern klingt der andere nach längeren Öffnungszeiten der Bibliothek. Schon bei der Schlüsselübergabe anläßlich der Einweihung des Neubaus wurde der Wunsch zum Ausdruck gebracht, daß das neue Haus nicht nur eine Anhäufung von wenig benutzten Büchern sein möge, sondern daß pulsierendes Leben in ihm herrschen und daß die Bibliothek auch instand gesetzt sein möge, ihre Aufgabe, das Buch an den Leser heranzubringen, voll zu erfüllen. Gemeint war, daß die Bibliothek so oft und so lange, wie irgendwie vertretbar, geöffnet zu sein habe. Sicher ist, daß die üb-

lichen Dienstzeiten der allgemeinen Verwaltung, Behörden und Büros nicht für eine Bibliothek gelten können. Gerade an den Abenden nach Dienstschiuß und neuerdings auch an den Samstagen des freien Wochenendes sollten die Bibliotheken ihre Tore offenhalten.

Der Neubau der Universitätsbibliothek, wie er in den Jahren 1956—1959 entstand, hat erregten Widerspruch und begeisterte Zustimmung gefunden. Wer kann's verdenken? Doch da gibt es abschließend nichts Besseres anzuführen als das, was Professor W. E. Ankel, unter dessen Rektorat am 1. 7. 1959 die neue Bibliothek ihrer Bestimmung übergeben wurde, zur Weihe des Hauses sagte: „Ob ein Bau gut ist, der so viel fordert, wird sich an dem zeigen, was in ihm geschieht. Möchten zu ihm immer Menschen kommen, die sich seinen Forderungen stellen, und möchten in der Stille der Zweisamkeit des Lesers mit seinem Buche, zwischen Traum und Wissen, die Kräfte sich sammeln, die des Menschen Bild bestehen und leuchten lassen.“

Literatur

Emil Heuser: Beiträge zur Geschichte der Universitätsbibliothek Gießen. Leipzig 1891 (= Beihefte z. Zentralblatt f. Bibliothekswesen 6).

Josef Schawe: Die Universitätsbibliothek (Gießen) seit 1885. Gießen 1957. In: Ludwigs-Universität / Justus Liebig-Hochschule 1607—1957. Festschrift zur 350-Jahr-Feier. S. 397—452.

Universitätsbibliothek Gießen. Festgabe zur Weihe des neuen Hauses. Gießen 1959. Hrsg. v. J. Schawe.

Die Sondersammlungen

HANDSCHRIFTEN, URKUNDEN, INKUNABELN, MÜNZEN

Gegenüber der großen Masse der Gebrauchsliteratur, wie sie seit der Industrialisierung des Buchdrucks im Vordergrund jeder allgemeinen öffentlichen Bibliothek steht, heben sich gewisse Bestände heraus, die aus mannigfachen Gründen — wegen ihres Alters, ihrer Einzigartigkeit, Seltenheit, Kostbarkeit — besonderer Beachtung wert sind und vorzüglicher Behandlung und Pflege bedürfen. Es sind dies Einzelstücke, denen ganz besonders das Herz des Bibliothekars und des Bibliophilen gehört, weil von ihnen das unvergleichliche Fluidum ausgeht, das erst eigentlich eine Bibliothek mit Charakter und Tradition ausmacht.

Kern und Ausgangspunkt der Sondersammlungen, welche die Universitätsbibliothek in Gießen besitzt, sind die „Handschriften“ — hier in Anführungszeichen gesetzt, um anzudeuten, daß nur eine ganz bestimmte Gruppe des Handgeschriebenen gemeint ist: Die Handschriften des Mittelalters und der Neuzeit. Sie bilden von alters her den Kern aller Handschriftenabteilungen in öffentlichen Bibliotheken und privaten Sammlungen im Gegensatz zu anderem ebenfalls Handgeschriebenem ganz anderer Kategorie, wie etwa die antiken Handschriften auf Papyrus, die erst seit gut hundertfünfzig Jahren überhaupt und in großer Zahl erst seit rund siebenzig bis achtzig Jahren der Wissenschaft wieder bekanntgeworden sind. Man findet sie nur in wenigen Bibliotheken und dann — von wenigen Ausnahmen abgesehen — meist nur in geringer Zahl. Von den Gießener Papyri ist in diesem Buch besonders die Rede.

Die Geschichte der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek geht auf den Bibliothekar-Professor Johann Konrad Arnoldi († 1735) zurück, der in einem Tätigkeitsbericht vermerkt, daß er die Handschriften, die bis dahin noch nicht einmal spezifiziert gewesen seien, für sich abgestellt und numeriert habe. Es seien auch gar wenige gewesen. Arnoldis Nachfolger im Bibliothekariat, Professor Christoph Friedrich Ayrmann († 1747), verzeichnet in seinem 1745 vollendeten *Catalogus Bibliothecae Publicae Universalis pro Gissensi Academia* 33 Handschriften, die damals in einem *Scrinium Manuscriptorum* (Handschriftenschränk) aufbewahrt wurden. Der weitere Zugang stammt vor allem aus drei Quellen. Die erste große Erweiterung der Sammlung brachte der Nachlaß des Professors der klassischen und orientalischen Philologie, Johann Heinrich

May jun. Sein farbenprächtiges Porträt ist eines der schönsten in der Gießener Professorengalerie. Er vermachte seine Bibliothek von über 3000 Bänden, darunter 81 Handschriften, der Universitätsbibliothek, deren Bücherbestand sich dadurch fast verdoppelte, und er vermachte der Bibliothek ebenso seine Münzsammlung, von der noch die Rede sein wird. Die zweite Quelle ist die Bibliothek von St. Marcus in Butzbach, aus der im Jahre 1771 auf fürstlichen Befehl 205 Handschriften sowie 308 alte Drucke, die ursprünglich aus dem Kugelhaus in Butzbach stammten, der Universitätsbibliothek Gießen überwiesen wurden. Die dritte und weitaus größte geschlossene Handschriftengruppe — 910 Handschriften — gehörte zur v. Senckenbergischen Bibliothek, die mit einem Bestand von rund 10 000 Bänden von dem 1800 verstorbenen Regierungsrat Rhenanus Carl v. Senckenberg zunächst als selbständige Bibliothek der Universität vermacht, jedoch 1837 mit der Universitätsbibliothek vereint wurde. Am heutigen Arbeitsamt erinnert noch eine Gedenktafel an die Lage des Senckenbergischen Hauses.

Was sonst noch an mittelalterlichen und neueren Handschriften vorhanden ist, stammt aus gelegentlichen Einzelerwerbungen und Stiftungen und beschränkt sich im allgemeinen auf Studentische Stammbücher, Gelehrtennachlässe, einige Briefsammlungen und Autographen. Es ist bemerkenswert, daß die Universitätsbibliothek Gießen bei der letzten großen Handschriftenbewegung, die durch die Säkularisation im Jahre 1803 ausgelöst wurde, ganz unbetelligt blieb. Die Bibliothek des Klosters Arnsburg kam beispielsweise nach Laubach. Als einzige ältere Handschrift konnte ein Psalterium, wohl aus dem 14. Jahrhundert aus dem Kloster Arnsburg stammend, im Jahre 1959 aus einem Antiquariat erworben werden. Es handelt sich um eine Pergamenthandschrift mit zahlreichen hübschen, zwar etwas steifen, aber doch farbenprächtigen Initialen in Gold, Blau, Rot und gelegentlich etwas Grün. Die Gießener Handschriften wurden im letzten Krieg ausgelagert und sind dadurch sämtlich erhalten geblieben. Ihre Gesamtzahl dürfte etwa 1600 betragen, eine Zahl, die auf älterer Zählung beruht und dringend einer neuen Kontrolle nach modernen statistischen Gesichtspunkten bedarf.

Von diesem Bestand sind etwa 350 der Zeit vor der Erfindung des Buchdrucks zuzuweisen, unter diesen als älteste ein sechsseitiges Pergamentfragment aus dem 8. Jahrhundert (Hs NF 49), ein Sakramentar, das noch in der altertümlichen Uncialschrift geschrieben ist und von dem Einbanddeckel einer Leichenpredigten-Sammlung wohl des 17. Jahrhunderts gelöst wurde, und als kostbarste ein Kölner Evangeliar (Hs 660) auf Pergament

mit prachtvoller Buchmalerei aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Der Rest umfaßt größtenteils occidentalische Handschriften des 16. bis 18. Jahrhunderts, aber auch einige orientalische. Dazu kommt noch aus jüngerer Zeit eine beachtenswerte Zahl von Autographen- und Gelehrten-Nachlässen.

Der Versuchung, die Sammlung hier näher zu charakterisieren und zu analysieren oder auch nur weitere interessante Einzelheiten anzuführen, muß man in diesem Buch widerstehen. Soviel aber darf doch gesagt werden, daß die Handschriftensammlung wissenschaftlich noch bei weitem nicht erschöpft ist und umfangreiches Material zur Literatur, Wissenschafts- und Geistesgeschichte und — dies vor allem in den Senckenbergischen Teilen — zu Politik und Recht der Bearbeitung harret. Voraussetzung für eine Bearbeitung ist aber die Katalogisierung mit anschließendem Druck der Kataloge, durch die das Material erst der weiteren Öffentlichkeit bekannt wird. Einen Katalog der bis dahin erworbenen Handschriften gab 1840 der Professor und Bibliothekar Valentin Adrian († 1864) heraus mit Nachträgen bis 1860. Für die damalige Zeit eine ganz hervorragende Arbeit, — wie überhaupt Adrian aus der Geschichte der älteren Universitätsbibliothek nicht wegzudenken ist —, heute nach über 100 Jahren allerdings der Ergänzung und Überarbeitung bedürftig. Der Katalog Adrians ist handschriftlich fortgeführt worden, doch hat leider nur ein Teil der neuen Zugänge seinen Weg in ihn gefunden und vieles ist bisher aus mancherlei Gründen nicht erfaßt und daher unbekannt geblieben, wie z. B. eine Sammlung von 25 eigenhändigen Liebig-Briefen oder die Sammlung der 148 Künstler-Autographen, die Gustav Bock 1919 der Bibliothek übergab und die hier wohl zum ersten Male öffentlich genannt werden kann. Ebenso soll auf eine Reihe von Gelehrten-Nachlässen hingewiesen werden, da auch sie kaum je genannt werden, darunter die der Altphilologen F. G. Osann († 1858) und F. W. Otto († 1860), des Sprachforschers Lorenz Diefenbach († 1883), des Germanisten Karl Weigand († 1878) sowie aus jüngster Zeit die archäologischen und volkskundlichen Sammlungen von Hugo Hepding († 1959).

Mehr als Annex zu den Handschriften müssen die rund 600 älteren Urkunden gelten, für deren Herkunft im ganzen bisher noch kein Hinweis gefunden wurde. Man sucht Urkunden im allgemeinen zwar eher in Archiven; sie haben aber doch hier und da ihren Weg in die Handschriftenabteilungen der Bibliotheken gefunden, und von einigen der hiesigen steht fest, daß sie von der Universität der Bibliothek überwiesen wurden.

Ein weiterer Annex und meist für die Öffentlichkeit viel interessanter sind die Dokumente zum Schriftwesen fremder Kulturen auf ungewöhnlichem Schreibmaterial, die zumal bei einer Universitätsbibliothek gern als Musterbeispiele für die Entwicklung der Schriftgeschichte gesehen und gezeigt werden, wie die 49 Tontafeln mit assyrisch-babylonischer Keilschrift, darunter eine mit einer interessanten Siegel-Abrollung, oder die 15 Blätter singhalesischer Palmblatthandschriften. Eine eigene Abteilung im Rahmen der Sondersammlungen bilden neben den Handschriften die Wiegendrucke — Inkunabeln — d. h. die Druck-Erzeugnisse des ersten halben Jahrhunderts unmittelbar nach Erfindung des Buchdrucks durch Gutenberg. Weil sie formal den Handschriften viel näher stehen als dem späteren, gewerblich hergestellten Druck. Da die Inkunabulistik — die Wissenschaft von den Wiegendrucken — eigentlich erst ein Kind des 19. Jahrhunderts ist, kann dementsprechend die Gießener Inkunabelsammlung nur jung sein. Erst 1873 hat der Bibliothekar Professor Ludwig Noack begonnen, die bis dahin in der Masse der anderen Bücherbestände versteckten Inkunabeln auszusondern und separat aufzustellen, wobei er entgegen der heutigen Praxis, den Beginn des Jahres 1500 als Grenze zu setzen, das Jahr 1530 als Endpunkt der Wiegendruckzeit wählte. Es handelt sich um etwa 1600 Stück. Eine erste Überarbeitung der Inkunabeln besorgte der Direktor der Darmstädter Hofbibliothek, Dr. Adolph Schmidt. Der dringend benötigte moderne Katalog nach Druckorten und Druckern wurde in den dreißiger Jahren in Angriff genommen, kam jedoch leider nicht zur Vollendung, so daß auch hier noch eine wichtige Arbeit zu leisten ist.

Im strengen Sinne etwas außerhalb des bibliothekarischen Sammelgebietes gelegen, aber doch nicht minder gern gesehen, ist endlich die Sammlung von rund 4000 griechisch-römischen Münzen (Bronze, Silber, Gold), die erst nach langen Jahren des Aufenthalts in dem Kunst- und Münzkabinett — dem späteren archäologischen Institut — nach dem letzten Krieg in die Bibliothek zurückkehrte, der sie testamentarisch durch den oben schon genannten Professor Johann Heinrich May d. J. vermacht worden war. Diese Sammlung stand in den französischen Revolutionskriegen 1796 in der größten Gefahr, zusammen mit den wertvollsten Büchern der Bibliothek von den französischen politischen Kommissären nach Berlin und Paris verschleppt zu werden. Nur durch die besonderen Bemühungen des Professors Crome und des Bibliothekars Professor Christian Heinrich Schmidt gelang es, die Generäle Championet und vor allem Jean Baptiste Bernadotte, den späteren König von Schweden, zu

bewegen, die bereits erfolgte Beschlagnahme rückgängig zu machen. Bernadotte wurde deswegen 1796 zum Ehrendoktor der Universität Gießen ernannt. Ein lateinisches und französisches Exemplar dieses Ehrendoktordiploms ist erhalten. Über die weitere Geschichte dieser Münzsammlung war bisher trotz aller Bemühungen wenig in Erfahrung zu bringen. Der Professor und Bibliothekar Christoph Friedrich Ayrmann hat im Annex zu seinem Katalog der May'schen Bibliothek etwa 290 Münzen aus dem Legat May verzeichnet und darin viel Raum für Nachträge „*commoda occasione*“ — zur gelegentlichen Ergänzung — gelassen. Trotz vieler Nachforschungen in den Akten der Universität konnte man bisher keinen Hinweis auf eine spätere Ergänzung der Münzsammlung finden. Auf der anderen Seite ist doch auch kaum anzunehmen, daß eine Vermehrung um das Zehnfache ganz spurlos an den Akten vorübergegangen wäre. Ist also Ayrmann mit seinem Verzeichnis der Münzen einfach nicht ganz fertig geworden? So daß also die ganze Sammlung auf May zurückzuführen wäre? Wenn nein: Von wem und wann sollten dann die übrigen Münzen erworben sein? All das sind Fragen, die zur Zeit noch offenstehen. Das Münzkabinett befand sich noch um 1850 nachweisbar in der Obhut der Universitätsbibliothek. In den achtziger Jahren gab es ein Münz- und Kunstkabinett, aus dem 1892 je ein selbständiges archäologisches und kunstwissenschaftliches Institut durch die Bemühungen Prof. Bruno Sauer eingerichtet wurden. Um die wissenschaftliche Betreuung der Münzsammlung ist man heute bemüht; irgendwelche Veröffentlichungen darüber sind bisher nicht erfolgt, stehen jedoch zu erwarten.

EIN BRIEF AUF PAPYRUS

Dem Strategen Apollonios

Tays ihrem Herrn Apollonios viel Freude.

Vor allem grüße ich dich, mein Gebieter, und bete jederzeit für deine Gesundheit. Ich mache mir, Herr, nicht wenig Sorge, zu hören, daß du krank geworden bist; aber Dank sei allen Göttern, daß sie dich unversehr bewahren. Ich bitte dich, Herr, wenn es dir gut scheint, auch an uns (ein Lebenszeichen) zu senden, sonst sterben wir, weil wir dich nicht täglich sehen. Ich wollte, wir könnten fliegen, dich besuchen und dir unsere liebevolle Aufwartung machen; denn wir machen uns Sorge, wenn wir dich nicht sehen. Sei daher gut zu uns und schicke uns (eine Nachricht). Bleib gesund, Herr . . . und uns geht es in jeder Beziehung gut.

Epiph 24 (= 18. Juli)

(vgl. nebenstehende Bildtafel und die Erläuterungen zu den Bildern auf S. 2)

Die Sondersammlungen

DIE PAPYRI

Die Begegnung mit der Gießener Papyrussammlung, die in der Fachwelt bekannter ist als in der Stadt Gießen selbst, ist ein ganz spezieller Ausflug in die Kulturgeschichte. Unter Papyri — Einzahl: Papyrus — werden Handschriften des Altertums und des frühen Mittelalters verstanden, die auf Papyrus als Schriftträger (= Beschreibmaterial) geschrieben sind. Der Name rührt her von der vor allem in Ägypten auf Sumpfboden wachsenden Papyrusstaude, aus deren Mark fast fabrikmäßig ein papierähnlicher Stoff hergestellt wurde, dem das Papier auch seinen Namen entlieh. Die Papyrusherstellung ist bereits im dritten Jahrtausend v. Chr. im ägyptischen Alten Reich bekannt, und durch das ganze Altertum bis hinein ins frühe Mittelalter exportierte Ägypten seinen Papyrus in alle Länder rings um das Mittelmeer. Erst in der römischen Kaiserzeit entstanden auch in Rom Papyrusfabriken, die ihren Rohstoff jedoch aus Ägypten beziehen mußten. Als Schriftträger für den allgemeinen Gebrauch — im Gegensatz etwa zu den Inschriften — übertraf der Papyrus bei weitem alle anderen Schriftträger, wie Leder, Bast, Rinde, Leinen, Holz- und Wachstafeln und Pergament. Einzig die Töpferscherben (Ostraka), die ja zu Hause immer wieder reichlich anfielen und daher preiswerter waren als der nicht ganz billige Papyrus, konnten mit ihm für Tagesnotizen, Quittungen, Briefe und Schulübungen konkurrieren.

Der Papyrus wurde allmählich ersetzt durch Pergament, das zwar schon seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. bekannt ist, aber sich erst im Übergang vom Altertum zum Mittelalter im Norden des Mittelmeeres durchsetzte, nachdem die Beschaffung des Papyrus aus Ägypten Schwierigkeiten zu bereiten begann. Das Papier, im 2. Jahrhundert n. Chr. in China erfunden, tauchte bekanntlich nach einem langen Wege über Turkestan, Mesopotamien, Nordafrika, auf europäischen Boden zuerst mit den Mauern in Spanien auf, wo dann später in der Mitte des 12. Jahrhunderts die erste Papiermühle errichtet wurde. Die erste sicher identifizierbare Papierfabrik auf deutschem Boden entstand 1390 in Nürnberg.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts betrachtete man Handschriften auf Papyrus mehr oder weniger als Kuriositäten im Rahmen der allgemeinen Handschriften-Kunde. Als Napoleons Expedition nach Ägypten (1798) den Anstoß zu der erst langsam, aber dann immer stürmischer fortschreiten-

den Erschließung Ägyptens und seiner Altertümer gegeben hatte, begann der ägyptische Boden auch Papyri freizugeben, bis schließlich etwa seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine wahre Flut einsetzte und die nicht abreißen riesigen Funde einen heute kaum noch übersehbaren Umfang annahmen. Noch in der jüngsten Zeit haben sensationelle Funde in der Nähe des Toten Meeres, und damit in unmittelbarer Nachbarschaft Ägyptens, nicht nur die Gelehrtenwelt in größte Aufregung versetzt.

Aber es ist nicht eigentlich der zahlenmäßige Umfang der in den Bibliotheken, Museen und auch privaten Sammlungen zusammengetragenen Stücke, der Aufsehen erregt. Unendlich wichtiger ist der Textinhalt für alle Zweige der Altertumswissenschaft. Es gibt kaum ein Gebiet des antiken Lebens, in das diese Texte nicht hineinleuchten und neues Material für die Forschung lieferten. Das gilt von der Ägyptologie angefangen, ganz besonders von der griechisch-römischen Sprach- und Literaturwissenschaft, der Arabistik, der alten Geschichte und Geographie, der antiken Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, der Religions- und Kulturgeschichte und schließlich auch von der alten Wissenschaftsgeschichte (Astronomie, Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin). Es braucht angesichts des überwältigenden Materials an Papyri nicht zu verwundern, wenn die wenigen auf uns überkommenen handschriftlichen Quellen aus ande rem Material wie Leder, Pergament, Ostraka (= Tonscherben), Holztafeln und Wachtafeln nun mit den Papyri verwahrt und in den Rahmen der Papyruskunde einbezogen werden, die so die Wissenschaft von den Handschriften des Altertums geworden ist — ein Gegenstück zur mittelalterlichen Handschriften-Kunde.

Die Gießener Papyrussammlungen zählen heute zur Zeit rund 3000 Papyri (einschließlich der wenigen Pergament- und sonstigen Fragmente), rund 600 Ostraka, drei Holztafeln (Diptycha) und ein Stück bemalter Papyruskartonage. Von den Papyri sind 1371 verglast, d. h. zwischen zwei Glasplatten eingefast. Der Rest ist in Mappen zwischen Fließpapier aufbewahrt. Es ist vorgesehen, weitere größere Fragmente und Fragmentgruppen unter Glas zu konservieren. Es handelt sich bei diesen Beständen um drei verschiedene Sammlungen, jede mit eigenem Namen, die zu verschiedener Zeit und aus verschiedenem Anlaß entstanden: Die Papyri Gissenses (abgekürzt: P. Giss.), die Papyri Bibliothecae Universitatis Gissensis (P. BUG) und die Papyri Jandanae (P. Jand.). Die erstgenannte Sammlung wurde 1902 von dem damaligen Gießener Privatdozenten für alte Geschichte Ernst Kornemann begründet. Die zweite

entstammt der Initiative der Professoren Otto Immisch und Alfred Körte, die von 1907 bis 1913 bzw. 1906 bis 1914 in Gießen lehrten. Die dritte war ursprünglich Privateigentum des Professors Karl Kalbfleisch, der 1913 als Ordinarius für alte Philologie nach Gießen berufen wurde, und ist testamentarisch der Universitätsbibliothek vermacht worden.

Alle drei Sammlungen sind, soweit heute noch festzustellen ist, wohl ausschließlich aus privaten Mitteln aufgebaut worden. Bei der letzten, die ihren Namen nach einem Großvater Prof. Kalbfleischs, dem Gelnhäuser Buchdruckereibesitzer Karl Janda, hat, liegt dies auf der Hand. Die Papyri Gissenses verdanken ihr Entstehen im wesentlichen der Freigebigkeit des Geh. Kommerzienrats Dr. W. Gail, weshalb sie auch ursprünglich in dem Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins und den Gailschen Sammlungen untergebracht waren. Erst 1930 wurden sie als Dauerleihgabe der Universitätsbibliothek überwiesen, wo sie bequemer zusammen mit den anderen Sammlungen betreut werden konnten. Die Papyri BUG entstammen dem Erlös aus Vorträgen der Professoren Immisch und Körte, sowie den Spenden des Geh. Kommerzienrates Dr. Ad. Clemm, des Buchdruckereibesitzers Richard Lange und des Fabrikanten Ludwig Rinn. Der Sprache und Schrift nach ist die große Masse der Texte griechisch, doch gibt es auch zahlreiche ägyptisch-demotische, koptische, arabische, lateinische und einen ägyptisch-hieratischen.

Obwohl es heute einige Riesensammlungen gibt — Berliner Museen, Sammlung Erzherzog Rainer in Wien, Britisches Museum London, Bibliotheken und Museen in Paris und Rom — gegen die die Gießener Sammlung nur als Zwerg erscheint, sind Bestände dieses Umfangs an den Universitäten nicht allzu häufig. Von den Universitätsbibliotheken ist auf deutschem Boden nur die der Universitätsbibliothek Heidelberg noch umfangreicher. Mit diesen Sammlungen ist in Gießen die Grundlage zu einer intensiven papyrologischen Arbeit vorhanden, die sich sowohl auf die Forschung als auch auf die Lehre erstreckt.

Es darf hier auf die große Veröffentlichung E. Kornemanns über die P. Giss. hingewiesen werden, die 1909—1912 erschien, in der von Kornemann zusammen mit dem Juristen Otto Eger und dem Rechtshistoriker P. M. Meyer 125 Papyri und ein Ostrakon bearbeitet wurden, und dann vor allem auf die Tätigkeit von Prof. K. Kalbfleisch, der sich mit einer großen Zahl von Schülern der papyrologischen Arbeit widmete, so daß in seiner Zeit die Universität Gießen neben Heidelberg, Berlin und München als ein Mittelpunkt der papyrologischen Forschung international anerkannt wurde. Die Intensität dieser Arbeit ergibt sich aus der großen

Zahl der Veröffentlichungen, die in den beiden Reihen „Papyri Jandanae cum discipulis edidit Carolus Kalbfleisch“ und „Mitteilungen aus den Papyrussammlungen der BUG“ herausgebracht wurden. Daneben gibt es zahlreiche Einzelveröffentlichungen an anderen Stellen.

Die Einzelwürdigung der Forschungsergebnisse an den Gießener Papyri vor dem zweiten Weltkrieg würde den hier gesetzten Rahmen weit überschreiten. Immerhin mag die Erwähnung zweier Unica die Bedeutung unterstreichen. Sogleich unter der ersten Erwerbung Kornemanns 1902 fand sich die Constitutio Antoniniana, der Freiheitsbrief des Kaisers Caracalla vom Jahre 212 für die Bürger des römischen Reiches. Wie stark dieser Fund die wissenschaftliche Welt beschäftigte, beweist die Tatsache, daß das Literaturverzeichnis in der jüngsten selbständigen Veröffentlichung über diesen Freiheitsbrief von Chr. Sasse (1958) allein zehn Seiten füllt. Ein anderes Paradestück, diesmal aus dem P. BUG, ist das berühmte gotisch-lateinische Bibelfragment, ein Beleg für die älteste bekannte Bibelübersetzung in eine germanische Sprache aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts, also älter als der Codex argenteus mit der Ulfilasbibel; ein kleines Stückchen Pergament nur, aber von eminenter Bedeutung. Veröffentlicht wurde es 1910 durch P. Glaue und K. Helm. Es ist leider nach dem letzten Krieg noch nicht wieder aufgetaucht.

Der zweite Weltkrieg brachte die blühende Arbeit an den Gießener Papyri zum Erliegen, und nachher sah es so böß aus, daß ernsthafte Zweifel entstehen konnten, ob jemals Gießener Papyri wieder etwas bedeuten würden. Zwar waren die Totalverluste an Papyri durch den Krieg und seine Folgen sehr bedauerlich, aber zahlenmäßig nicht bedeutend; und ein beträchtlicher Teil der Schäden, die durch das Eindringen von Grundwasser in den Verlagerungsraum und dadurch bedingten Schmutz und Schimmelansatz entstanden waren, konnte wenigstens bei den verglasten Stücken durch mühsame Neukonservierung und Neuverglasung durch die Hausbuchbindermeister der Bibliothek selbst mit unerwartet gutem Erfolg in den Jahren 1946 und 1947 beseitigt werden.

Entscheidend jedoch war, daß an der jungen neuen Hochschule, die der alten Ludoviciana folgte, kein Boden für die Papyruskunde vorhanden und nach dem Tode Prof. Kalbfleischs († 1946) niemand da war, der irgendwelche Auskunft und Hilfe für die Neuordnung geben konnte. Es fehlten dazu alle Inventare und sonstigen Unterlagen. Soweit derartiges Material bestanden hatte, war es zerstört, zerstreut und nicht greifbar. Verloren war auch mit der Zerstörung der Universitätsbibliothek die unentbehrliche Spezialliteratur. Zudem stellten die nicht heizbaren Räume der Bibliotheks-

ruine keineswegs eine ideale Aufbewahrungsstätte für die wertvollen Papyri dar. Diese waren ein rechtes Sorgenkind für die Bibliothek; allerdings nur eines — wenn auch sehr liebes unter vielen. Ungelöst blieb lange Zeit die Frage, wie diese wertvolle Sammlung wieder geordnet und damit benutzbar gemacht werden konnte, bis es 1951 dem Bibliotheksdirektor gelang, den damaligen Studienassessor und heutigen Honorarprofessor Dr. H. G. Gundel für diese mühsame und zeitraubende Aufgabe zu gewinnen, an die die Bibliothek selbst wegen anderer noch dringenderer Arbeiten noch lange nicht hätte herangehen können.

Äußere Zeichen dieser inzwischen vollendeten Arbeit sind die dreizehn Bände des neuen Inventars, in denen nach den drei Sammlungen und den Ostraka getrennt für jede Nummer ein vom Bibliotheksdirektor und Dr. Gundel gemeinsam entworfenes Formularblatt angelegt wurde, auf dem jede nur erreichbare Auskunft über den betreffenden Papyrus eingetragen ist, z. B. Inventarnummer, Fundort, wann und wo erworben, ob verglast oder nicht, Größe und Farbe, Erhaltungszustand, Zeilenzahl, Sprache, Schrift, gelesener oder vermuteter Inhalt, ob und wo publiziert, wo abgebildet, ob und wo Negativ oder Positiv vorhanden, Literatur. Die Neuaufnahme der Inventare wäre nicht vollständig geworden, wenn nicht eine Restaurierung von unverglasten und in einem großen Konvolut von Fließpapier zusammengepappten Papyri daneben Hand in Hand gegangen wäre.

Mit der Aussicht, daß die Papyri in absehbarer Zeit wieder sauber geordnet und benutzbar sein würden, ergaben sich gleichzeitig Überlegungen, wie denn nun ein wissenschaftlich derart wertvolles Material auch ausgenutzt werden könne. Sie durften einfach nicht in den Räumen der Bibliothek einen Dornröschenschlaf schlummern. Dann hätten sie auch in Ägypten bleiben können. Es wurde die Frage der Fortsetzung der früheren Veröffentlichungen und nach Mitarbeitern akut; und zugleich die andere, wie man die durchweg auswärtigen Mitarbeiter mit „Stoff“ versorgen könne, da die Papyri doch nicht verschickt werden konnten. Die Frage der Versorgung auswärtiger Mitarbeiter mit Arbeitsmaterial wurde mit Hilfe der Fotografie leicht gelöst, zumal die Firma Leitz, Wetzlar, kostenlos alle verglasten Texte mit der Leica aufnahm und davon nach Abruf Rückvergrößerungen herstellte, die versandt werden konnten. Die Aufnahmen der diffizil zu behandelnden unverglasten Texte werden nach Bedarf von der Bibliothek hergestellt. Wenn diese Arbeit abgeschlossen ist, dürfte die Gießener Papyrussammlung eine der ganz wenigen in der Welt sein, die vollständig fotografisch festgehalten ist.

Schließlich fanden sich auch nach und nach die Mitarbeiter. Vorangeht eine Arbeitsgemeinschaft Gießen-Toronto, die von Professor Fritz Heichelheim, früher in Gießen, dann in Toronto, angeregt wurde und die Mitarbeit einiger kanadischer Gelehrter sicherte. Professor Heichelheim hat auch die Ostraka, mit denen er sich schon in seiner Gießener Zeit beschäftigte, anlässlich eines längeren Besuches neu geordnet und mit Dr. Gundel zusammen inventarisiert. Insgesamt konnten 25 Mitarbeiter aus zehn verschiedenen Staaten gewonnen werden, darunter außer der kanadischen Gruppe Prof. van Groningen in Leiden mit Mitarbeitern und Schülern und Prof. Hombert, Brüssel, mit seinen Schülern. Mit anderen wird noch verhandelt. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Editions-tätigkeit nur langsam voranschreitet. Wer weiß, wie schwierig oft die Lesung — ja man muß besser sogar sagen: die Entzifferung — eines einzigen Textes ist, die nicht selten Monate und mehr in Anspruch nimmt, wird sich darüber nicht wundern.

Immerhin konnte eine große Aufgabe bereits abgeschlossen werden: Die Bearbeitung der Gießener arabischen Papyri durch Prof. A. Grohmann, Innsbruck-Kairo. Seine Arbeit wurde — allerdings sehr schlecht — in einer Kairoer Zeitschrift 1956 gedruckt und erschien dann in einer durch Nachträge vermehrten und verbesserten Ausgabe, deren Druck der Gießener Hochschulgesellschaft zu verdanken ist. Weitere kleine Einzeluntersuchungen sind ebenfalls gedruckt, andere abgeschlossen und harren des Druckes. Es ist sicher ein erfreuliches Ergebnis, wenn in der Zeit von 1945 bis 1962 unter den schwierigsten Verhältnissen 77 Gießener Papyri neu veröffentlicht werden konnten und von 13 Stücken Neubearbeitungen vorliegen. Für die Edition von weiteren 22 Nummern ist das Manuskript druckreif. Wenn es gelungen ist, aus einer fast hoffnungslosen Situation eine Tradition aufleben zu lassen und fortzuführen, die sich vor dem letzten Krieg einen beträchtlichen Ruf durch Männer wie Kornemann, Immisch, Körte und vor allem Karl Kalbfleisch in der gelehrten Welt gesichert hatte, so darf man daher hoffen, daß das neue Pflänzchen, aus alter guter Wurzel entsprossen, sich wieder zu einem kräftigen Stamm entwickeln und den Ruf der Gießener Forschung auf einem Gebiet, das lange danieder lag, erneut festigen wird.

Literatur: Universitätsbibliothek Gießen. Kurzberichte aus den Papyrussammlungen. 1—12. Darin vor allem allgemein informierend:

Nr. 2. H. G. Gundel: Die Gießener Papyrussammlungen. Überblick und Bibliographie. 1956.

Nr. 9. H. G. Gundel: Von der Arbeit an den Gießener Papyrussammlungen. 1960.



